

Von Anna Klüß.

Inmitten der sandigen Mark liegt, von bewaldeten Höhen umgeben, ja in sie hineingebaut, das reizende Städtchen Freienwalde a. O., ein Stückchen Thüringen im Kleinen mit überraschend schönen Aussichtspunkten, domartigen Waldwegen und malerischen Seen, von denen einer, hüfener und geheimnisvoll, an den Herthasee auf Hügel erinnert, während ein anderer die eigentümlich grüne Färbung zeigt, die man sonst nur an den Seen Oberitaliens wahrnimmt. Theodor Fontane hat in seinen Wanderungen durch die Mark auch dieser Perle seines engeren Vaterlandes viel Beachtung geschenkt, und es erzählt des traurigen Endes, welches die Familie des Gründers von Freienwalde, des Freiherrn von Uchtenhagen vor mehreren Jahrhunderten genommen. Auf dem Wege nach Falkenberg erhebt sich der Schloßberg. Der Weg zur Höhe führt durch prächtigen Laubwald, vorüber an seltsam geformten Büschen und vielhundertjährigen Eichen. Oben angekommen, erblickt man dicht über dem Boden Mauerreste, die auf ein in großen Dimensionen erbautes Gebäude schließen lassen. Es sind die Ruinen der Burg, welche die Uchtenhagens vor Zeiten bewohnten. Noch sieht man Spuren des Herbes, auf dem einst den alten Rittern ihr tägliches Mahl bereitet wurde. Der Wind saust nun über die verödete Stätte; Gras und Kraut drängen sich durch das Gestein und suchen es zu überwuchern. Wo sind sie, die hier Freud und Leid getragen, Liebe und Haß empfangen haben? Unter dem Fußboden der Kirche Freienwalde reißt sich Sarg an Sarg; unter dem an die Kirche grenzenden, von Bäumen umgebenen Platz zieht die Reihe sich weiter, bis unter die Straße, lauter Uchtenhagens. Männer, Frauen, Kinder. Auf der anderen Seite der Straße steht noch heute ein stattliches Haus; es blickt hinüber auf Kirche und Kirchplatz und gehörte ehemals den Uchtenhagens. Die breite Freitreppe hat jetzt den Anforderungen der Neuzeit weichen müssen. Vor 30 Jahren stand sie noch, besetzt von einer Linde und einer Platane, ein Denkmal vergangener Glanzes, aber über der breiten Haustür ist noch heute das Glasfenster zu sehen, das in großen, zierlich verschlungenen Buchstaben die Initialen F. Fr. v. U. (Johannes Freiherr von Uchtenhagen) zeigt. Hohe, geräumige Zimmer mit Flügelthüren deuten darauf hin, daß Reichtum und Wohlstand hier geherrschet haben. Die Mauern sind dick wie in einer Festung, in ihnen sind Wandstühle mit hohen Flügelthüren angebracht. In dem dahinter liegenden Räume hätten sich zur Noth erwachsene Menschen verbergen können. Es ist schon lange her, daß ich in dem Hause sonnige Mädchenjahre verlebte habe, und doch steht es mir noch fest und treu im Sinn, als wäre ich erst gestern dort ausgezogen.

Ein eigener Zauber ruhte für mich auf dem alten Hause; noch lagte mich die sorglose Gegenwart, aber auf Schritt und Tritt begegneten mir Zeichen der Vergangenheit, und Sage und Wirklichkeit, Kunde von den Taten der ehemaligen Bewohner, sowie der Spuk, den sie noch auf dem früheren Schauplatze ihrer Tätigkeit treiben sollten, erhöhten nur das Interesse. Im Keller zeigte man noch die vermauerte Thür, die in den Gang führte, der unter der Straße hindurch das Haus mit der Kirche verband. Der Sage nach stand der Sarg des Stammvaters der Uchtenhagens dicht hinter besagter Thür; was wunderbar, wenn man dem braven alten Herrn zutraute, daß er diesen Eingang oft benutzte, um nächtlicher Weile sein früheres Eigentum zu inspizieren — ein Tappen und Klirren sollte nicht selten auf der Kellertreppe zu hören sein — oder daß er auch bei Tage im Dämmerlicht des Kellers ein wenig rumorte. Mir hat der Gedanke an die Nähe der Toten den frohen Jugendmuth nicht gestört, und es ließ sich gut wohnen in den hohen, weiten Räumen, es sah sich begnügung auf dem Fenstertritt in der tiefen Fensteröffnung, deren zwei in jedem Zimmer fast ein Zimmer für sich bildeten. In der Kirche von Freienwalde hängen noch heute zwei Bilder, die ich nie ohne Bewunderung betrachten konnte. Das eine zeigt den letzten Uchtenhagen als kleinen, frohen Knaben, an dem ein kleiner Hund emporspringt, als wollte er dem Kinde im Spiel eine Birne entreißen, die es in der Hand hält. Ueber der Gruppe stehen die Worte: „Als ich Casper von Uchtenhagen, bin gewest dieser Gestalt, war ich vierthelb Jahre alt“, darunter die Jahreszahl aus der Mitte des 17. Jahrhunderts. Es stellt dies Bild einen Vorgang aus dem Leben des kleinen Casper dar, kurz vor seinem jähen Tode. Er war als der einzige Sohn des Johannes v. Uchtenhagen und seiner Gemahlin Sophie, geb. von Sparre, Erbe beträchtlicher Reichthümer und Besitztungen, die den Reiz eines Betters erregten, die den Reiz eines Liebhabers erregten. Mit ererbter Lebensmüdigkeit mußte er das Kind an sich zu fesseln und es mit Gaben zu überschütten, bis er ihm eine vergiftete Birne in die Hände spielte. Ahnungslos wollte der Kleine die lodende Frucht verzehren, aber der treue Hund sah

Misttrauen, sprang winselnd an seinem Spielgefährten empor und versuchte, die Birne aus seinen Händen zu tragen. „Da“, so erzählt die Sage, die hier wohl leider viel Wirklichkeit enthält, „lachte der Knabe hell auf und sagte: ‚Reibisches Thier, gönnt du mir nicht einmal die Birne?‘ Schnell genoss er die Frucht, und war nach kurzer Zeit eine Leiche. Das arme Bild zeigt den Casper im Sarge; ein Kautentanz zielt das Haar, an schwarzem Bande ist ein Schmuckstück auf seiner Brust befestigt. Im Anfang des 19. Jahrhunderts stieß man bei einer Reparatur des Kirchenfußbodens auf den kleinen, mit seinem Namen gezeichneten Sarg. Man öffnete ihn und fand die Leiche unverändert, mit Kranz und Schmuckstück geziert, wie das Bild es zeigt. Erst bei der Berührung zerfielen einzelne Theile zu Staub. Bei dieser Gelegenheit wurden auch die übrigen Grabstätten entbedt, sowie die Umfassung des Ganges, von dem man vermutete, daß er mit unserem Hause in Verbindung stände. Ob der Knabe durch ein so fluchwürdiges Verbrechen geflohen ist, wer will es nach Jahrhunderten noch feststellen? Krieg und Gewaltthaten herrschten im deutschen Reich, und ein Einzelleben ward nicht hoch geachtet. Die Sage erzählt auch nicht, ob der böse Vetter das Erbe angetreten, ob seine That auf Erden Vergeltung gefunden habe, aber sie meldet von dem kleinen Caspar, daß er alle Jahre, wenn sein Todestag wiederkehrte, mehrere Nächte, bei gespenstisch erleuchteter Kirche, seinem Grabe entstieg und in erschütternden Tönen sein trauriges Geschick beklagte. Wenn der Mond durch die Bäume des Kirchplatzes zitternde Strahlen auf die Fenster der Kirche warf, und der Wind in den Blättern melancholische Lieder sang, konnte man wähen, die Sage sei Wirklichkeit geworden, und die berechtigten Klagen des letzten Uchtenhagen ließe sich vernehmen. „Fräuleinchen, er geht wieder um“, sagte unter Mädchen eines Tages mit scheuem Flüstern zu mir. „Der kleine Uchtenhagen klagt wieder in die Kirche, un is allens ganz hell, die ganze Nacht. Schade, daß Sie heute Abend wieder bei Doktors drüben Ihren Musikabend haben; wenn ich Ihnen denn abholen muß, kriegen wir's am Ende zu sehen un zu hören. Denn dürfen wir aber bei Leide nicht zu einander davon sagen, sonst kommt der Spuk uns nachts vor's Bett un ängst' un jerschlich. Wir wohnen ja auch irade in det olle Spukhaus, wo der kleine Junge drin isjorben sein mag, denn dat olle Schloß ba oben uf den Berg is damals woll all en bisten jadsch jenesen.“ Ich lachte. „Aber jetzt, den Unsin wirst du doch nicht glauben?“ „Warum nicht, Fräuleinchen? Wenn er so schredlich un sein Leben und all seine Reichthümer bekommen, warum sollte er da nicht drum klag'n? Det thäte jeder, wenn er man könnte, id zum wenigsten gewiß!“

Es gelang mir, Jette zu beruhigen. Mit dem erhebenden Gefühl überwundener Gespensterfurcht segelte sie denn auch am Abend über den Markt, um ihr Fräuleinchen wieder zu holen. Etwas später als sonst waren die Musikübungen mit der befreundeten Familie beendet, und die Geisterstunde war nicht mehr fern, als wir heimkehrten. Eine kurze Strecke waren wir erst gegangen, als ich bei einer Wiegung des Weges meine Blicke erhob. Da — ich hielt unwillkürlich an — strahlte mir die Kirche hellerleuchtet entgegen, ein gleichmäßig ruhiger Glanz fluthete aus allen Fenstern. Mein Schrecken machte auch meine Begleiterin aufmerksam. Sogleich ergriff sie mein Kleid. „Schnell, schnell nach Hause, Fräuleinchen, wir dürfen nichts sehen von dat Frätschle“, flüsterte sie und suchte mich fortzuziehen. Ich blieb stehen: „Rein, Jette, wir müssen umkehren und Doktors bitten, die Ursache herausfinden zu lassen, warum die Kirche jetzt erleuchtet ist. In meinem Heimatdorf wurde die Orgel einmal während der Nacht gestimmt, einer kirchlichen Feier wegen, aber dergleichen liegt hier ja nicht vor, auch hört man nichts; es mag irgend etwas in Brand geraten sein.“ Gütlich lehrten wir um und fanden zum Glück das Haus noch offen und die befreundete Familie wach. Sie waren alle bereit noch mitzugehen, obgleich der ruhige, aller Gespensterfurcht feindliche Hausherr recht ungläubig that und etwas anzüglich von „blindmachender“ Furcht und lebhafter Phantasie junger Mädchen sprach. Ja, da half kein Zweifel. Als wir hinaustraten, leuchteten die Kirchenfenster in festlichem Glanz. An der Thurmseite leuchtete ein Fenster tief hinein, so daß man von außen hineinsehen konnte. Es war ein wunderbarer Anblick, der sich uns bot. Die Herzen der Kronleuchter und des Altars brannten mit dem erstimmten Glanz, der eben Kirchenlichtern eigen ist. Jeden Gegenstand im Innern der Kirche konnten wir entdecken, aber lebende Wesen waren nicht zu sehen. Auch das Bild des kleinen Uchtenhagen lächelte harmlos herab, und diese Ruhe hatte etwas Gespensterhaftes. Wir gingen an die Hauptthür und rittelten daran, allein sie war verschlossen. Eben wollten wir uns langsam entfernen und unser männlicher Begleiter erklärte sich bereit, den

Klüster zu benachrichtigen, als aus den Innern der Kirche ein langgezogener, erschütternder Klagen drang. Uns alle, ich muß es gestehen, packte der Schreck. Jette verlor alle Fassung und behauptete mit schmerzlichem Triumph, der kleine Uchtenhagen ginge doch um, und würde uns allen noch zu schaffen machen. Selbst der Vertreter des stärkeren Geschlechtes hatte angesichts der überzeugenden Thatfachen seinen Tadel mehr. Wieder ertönte das Jammern, und wir eilten einmüthig von dannen, um den Klüster zu weiden. Dieser war höchlich erschrocken. Er war für den Tag beurlaubt gewesen und eben erst von einer kleinen Reise zurückgekehrt. Da Nachmittags eine Trauung stattgefunden, so hatte er den Kirchenschlüssel einem jungen Kollegen anvertraut, der ihn auch rechtzeitig wieder in seiner Wohnung abgegeben hatte. Gewiß hatte er vergessen, die Kerzen zu löschen. Woher kamen aber die Klagen? Wenige Minuten später betraten wir alle die geöffnete Kirche. Alles still, wie vorher, doch um die Ecke des Kreuzganges huschte eine Gestalt nach der Richtung, wo das Bild des kleinen Kaspar im Sarge hängt. Was half es, man mußte dem Teufelskumpel folgen. Da sah es vor uns, das schwarze Ungeheuer, halb trotzig, halb ängstlich aus seinen glänzenden Augen uns anstarrend und weiche Zähne uns entgegenstreckend — Hektor, unseres Nachbarns riesiger, braver Bubel, den die Reue am Nachmittage in die Kirche gezogen, der dann ungehört in einem Winkel geschlafen, bis endlich der Hunger und unter Mithilfe an der Thür ihn den Ausgang suchen ließ. Hektor war ein wohlgezogener Hund; er kratzte nie an den Thüren, nur ein tiefer, sanfter Ton zeigte an, wenn er Einlass begehrte. Es mußte das Gefühl gänzlicher Verlassenheit gewesen sein, das ihn zu lauten Klagen veranlaßt hatte. Auch die kriegerische Haltung, die er annahm, als wir in geschlossenen Reihen auf ihn einrückten, war eine Einwirkung der Furcht. Muth war nicht die stärkste Seite des geliebten Hundes, und er war froh, diese Maske fallen lassen zu können, sobald er unsere friedlichen Absichten bemerkte — und vollends geborgen fühlte er sich, als er mich erkannte, die ich als gute Nachbarin oft mein Fröhlich mit ihm getheilt hatte. Zwar hatte der Klüster Luft, mit dem langen Lichtlöcher dem Bubel einen unanfechtlichen Stoß in die Rippen zu versetzen, doch bewog ihn der Anblick der schon allzu tief herabgebrannten Lichter aus ökonomischen Gründen erst diesen seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Lautlos entwich der spulende Unhold, um an der Thür seines Herrn noch einmal sanft zu klagen — lachend folgten wir Uebriegen. Zu Hause angekommen, empfingen uns die Meinigen mit einiger Sorge, ob unseres langen Ausbleibens. Aber, obwohl ich ihnen die Geschichte auf frischer That erzählte, ist der Spuk weder Zeiten noch mir vor's Bett gekommen, um uns zu ängstigen. Alle Theilnehmer haben bis heute über den Vorfall unverrücktes Schweigen bewahrt. Da aber die meisten schon von der Erde abberufen sind, habe ich gemeint, weiteren Kreisen Mittheilung davon machen zu dürfen, um alle Verheißungen zu beruhigen, falls „er noch einmal umgeben sollte“.

Raffinirt.
„Wie sonderbar, Sie schreiben eine Karte an Ihre eigene Adresse!“
„Gar nicht so sonderbar, bitte, lesen Sie!“
„Berechtere Herr! Am 22. d. M. findet die Beratung zu Art. 199 ff. statt. Nichterscheinende zahlen die übliche Strafe von 10 Mark in die Kasse. Pintel, Schriftföhrer.“
„Ja, was bedeutet das aber?“
„Das ist doch einfach. Wenn ich einmal einen Abend allein fort will, so schicke ich mir am Tage vorher eine solche Karte, von denen ich mir hundert Stück habe drucken lassen. Meine Frau liebt sie natürlich und gibt sie mir, wenn ich Mittags heimkomme. Ich fluche dann und sage: Ach was, ich zahle diesmal die 10 Mark und bleibe zu Hause. Davon will natürlich meine Alte nichts wissen und so gehe ich eben ungehindert aus!“

Eine Roland-Medaille.
Die Stadt Bremen prägte aus Anlaß des fünfzehnjährigen Bestehens ihres Rolanddenkmals, das sich bekanntlich vor dem Rathhause erhebt, eine Roland-Medaille prägen lassen. Das aus schwerem Silber gefertigte Werk zeigt auf der einen Seite die Figur des Roland. Auf der anderen Seite liest man folgende Inschrift: „Freiheit thu ich Euch verkünden, die Karl (Kaiser Karl) und mancher Fürst fürwahr dieser Stadt gegeben hat, daß dieser Gott ist mein Rath.“ Außer dieser Inschrift befinden sich auf dieser Seite die Bildnisse Kaiser Karls und des Erzbischofs Willibrod, die von der Geschichte als die Begründer Bremens bezeichnet werden.

Aus dem Gerichtssaal.
Richter: „Zuerst schalten Sie hundert Dollars, und jetzt wieder achtzig!“
Angeklagter: „Nob' mir ja schon um zwanzig Dollars jebestert.“

Bergweinstadt.
„Was, Sie haben hier eine Wohnung bekommen bei dem großen Fremdenandrang?“
„Bleib mir nichts übrig, habe schnell in ein Hotel eingekirret.“

Der Liebesbriefsteller.

Humoreske von Tom Kanter.

Bei Did Samson — übrige ein prächtiger Kerl, dieser Did, trotz seiner etwas schiefen rechten Schulter! — bei dem kleinen Did trat neulich jemand in den Laden und wollte ein Buch kaufen.
Natürlich verkauft Did Bücher. Das ist ja sein Geschäft.
Aber der da neulich herein kam...! Der Mann hatte Siesel an, die mehr vom Fuße freiliegen als von der Brust. Sein Anzug, sein Hut — na, so was muß man sehen, das läßt sich nicht beschreiben! Und so einer will Bücher kaufen?
„Was wünschen Sie denn?“ fragte Did voller Mißtrauen.
Der Tramp — denn nie war jemand durch die Straßen von Watzersville gegangen, auf den diese Beschreibung besser gepaßt hätte! — sagte: „Für Briefe.“ Dabei kimperte er in seiner Tasche mit Geld.
Did, für den solch metallischer Klang stets etwas Angenehmes hatte, wurde zugänglich.
„Also, Sie wünschen einen Briefsteller?“
„Yes, Sir, 'nen Briefsteller!“
„Können Sie bekommen...? Aber, wenn Sie mir die Frage stellen wollen, zu welcher Art von Briefen wollen Sie ihn denn benutzen?“
„Eine Dame“, erwiderte der Fremde kurz.
„Einen Liebesbriefsteller denn?“
Der Kunde nickte und in der Seele Did's reifte ein gefährlicher Plan. Seit vielen Jahren hat er ein Buch auf Lager, aus dem er hin und wieder seinen Freunden vorlas, wenn er allein sein konnte. Länger als fünf Minuten ertrug es Niemand.
Did Samson sah ein, daß sich nie wieder eine so prächtige Gelegenheit bieten würde, „den geschäftlichen Verkehr mit Damen“ abzugeben.
„Hier, mein Herr, bitte, fünf Dollars!“
Der Fremde zog mit seiner großen, nicht eben frisch gewaschenen Hand einen Klumpen Goldstücke aus der Tasche und zahlte.
Did Samson wurde mit einmal ganz weich.
Indem er herausgab und sich ärgerte, daß er nicht gleich zwanzig Dollars gefordert hatte, sagte er mit seiner tiefsten Verbeugung:
„Darf ich fragen, mein Herr, ob Sie aus den Minen kommen?“
„Heute“, entgegnete jener und ging.

Am nächsten Abend suchte Lizzie Johnson ihren Bräutigam in seinem Bücherladen auf.
Sie war einen Kopf größer als Did und eine hübsche Blondine. Und wenn sie auch kein Vermögen besaß, ihre gut bezahlte Stelle als Typewriter bei Algernon J. Blackwell, Rechtsanwalts und Notar, war auch nicht zu verachten.
Lizzie zog einen Brief aus der Tasche.
„Ich hab' da'n Brief bekommen, Did.“
„So? ... zeig mal her!“
Lizzie verdeckte die Hand mit dem Blatt hinter ihrem Rücken.
„Stopp, mein Lieber! Erst kommt die Vorrede! Also gestern früh kam jemand zu uns, das heißt zu Algernon J. Blackwell, Maryland Ave. 5, und verlangte unsern Rath in Kapitalangelegenheiten. Jemand sah aus, als sei er aus irgend einem Gefängnis dieses gesegneten Landes entsprungen. Jemand trug einen Panama-mantel mit fünfzig Löchern, Rod und Pfeifstiel, die ebensoviel hatten, und Siesel, die keine Sohle, aber dafür desto weniger Oberleder aufwiesen. Jeder Satz, den jemand sprach, bestand nur aus einem einzigen Wort und...“
„Kenne ich“, unterbrach sie der Bräutigam, „war bei mir auch. Was weiter?“
„Weiter? ... n... weiter nichts als dieser Brief, den ich heut bekam. Höre mal:
„Mein hochzuverehrendes, über alle Begriffe reizendes, göttergleiches Fräulein! Wenn Sie sich, was ich unwürdiger kaum jemals zu hoffen wagen werde, die Mühe nehmen würden und den Dedel meines Herzens mit Ihren duftenden Lilienfingern öffnen, so würde die Flamme der Liebe Ihnen daraus entgegenobren und die Wärme einer unvergesslichen Zärtlichkeit Sie, gleich dem Frühlingwind, der über Blüthengärten dahinstreicht, umschmeicheln.“
Als ich Sie das erste Mal vor meinem, von so unbegreiflichem Liebreiz ganz gebendeten Augen auftauchten sah, wie die Göttin der Schönheit aus dem ewigen Weltmeer, da stand es bei mir fest, daß Sie fortan für alle Zeiten der Altar sein sollten, auf dem ich mein Hab und Gut opfere, auf dem ich mich selbst jauchzend zum Opfer bringen wollte. O, könnte ich mit meinem Herzblut ein Nicken Ihres schönen Angesichts erkaufen! Würde ich Ihr Sklave sein für alle Zeiten, über das Leben hinaus, bis in das Nirwana hinein —“
„Hör auf, Lizzie, hör auf!“ höhnte Did, sich wie in Festerklauen windend, „soll ich denn nie erlöst werden, von diesem grauenvollen Schmeißer?“
Lizzie lachte wie ein Kobold.
„Also hab' ich doch recht gehabt, das ist „der“ sieghafte Verkehr mit Damen, nicht wahr?“
Did nickte noch ganz matt; dann fragte er: „Und hast Du geantwortet?“

Neues über Blücher.

Aus dem Familienarchiv eines medienburgischen Rittergutsbesizers kommt soeben der folgende, anscheinend noch niemals veröffentlichte Brief des Fürsten Blücher zum Vorschein, den die „Hamburger Nachrichten“ in der „Recht“schrreibung und in der fehlerhaften Grammatik der Urschrift mittheilten. Das Schreiben ist an die Gattin des Feldherrn gerichtet: Compigne, den 17. Juni 1815.
Hier sitze ich in dem Zimmer wo Marie Luise ihre hochzeitnacht celebrierte, man kan nichts Schöneres nichts Angenehmeres sehen als Compigne, nur schade, daß ich Morgen früh wider von hier muß, den in 3 Tage muß ich zu Paris sein, es ist möglich und höchst wahrscheinlich, daß Bonaparte mich und Lord Wellington ausgeliefert wird, ich werde wol nicht länger handeln können, als im todtschießen zu lassen, es geschieht die menschheit da durch ein Dienst, in Paris hat ihm alles verlassen und er wird gehaft und verachtet, ich denke die Sache ist ganz in kurze hier zu ende und dann Gille ich nach hause lebe wohl die Gfasette will fort aber un gotteswilen ich trige ja keinen einzigen briff von dich, Gebhard ist noch nicht von König an den ich ihm geschickt zurück, grüße alles was dich umgibt hier sind die schönsten Sachen aber ich kan nichts fortbringen
adieu Blücher
Gleichzeitig wird aus der gleichen Quelle ein Brief der Fürstin Blücher, geb. von Colomb, bekannt, in welchem sie ihrem Bruder — wohl dem Regierungspräsidenten von Colomb in Bromberg — den Tod ihres Gatten beschreibt. Interessant ist besonders die Erzählung von dem letzten Besuch Friedrich Wilhelm des Dritten bei seinem dem Tode nahen Feldherrn. Blücher empfahl dem König seine Frau und bot ihm seine Pferde an, sonst rebete er wenig. Als der König fort war, fragte man den Kranken, er sei, weil er so still gewesen, wohl erschrocken gewesen, auf einmal den König an seinem Bette zu sehen. Aber Blücher erwiderte: „Ich bewahre! warum sollte ich mich darum erschrecken! ich wollte ihm nicht mehr sagen.“ Dazu bemerkt nun seine Frau in dem Briefe an ihren Bruder: „Mein Mann war vorn Zach, wie auch die letzte Zeit, da er noch wohl war, sehr unzufrieden wie nehmlich wegen Hardenberg, auch darüber, daß dem Staate noch immer keine Constitution gegeben wurde und so dergleichen mehr, deshalb er also wohl nicht mehreres mit ihm sprechen wollten, doch sagte er den Tag vorher an Wigleben, da dieser fort ging: „sagen sie dem König, daß er wohl wußte, daß ich solange ich gelebt habe, nur für ihn lebte und daß ich auch jetzt für ihn sterben werde.“

Zeugenaussagen.
Ein Detektiv sprach mit einigen Freunden über die Zuverlässigkeit von Zeugenaussagen. Plötzlich wandte er der Gesellschaft den Rücken zu und fragte: „Was für eine Farbe hat die Kravatte, welche ich trage?“
Die meisten Anwesenden vermochten gar keine Antwort zu geben, einer sagte blau, ein anderer schwarz. Darauf drehte sich der Detektiv wieder um und zeigte lächelnd, daß seine Kravatte grau mit schwarzen Punkten war.
„Nun sehen Sie,“ fuhr er fort, „Sie Alle haben mit mir Angesicht zu Angesicht etwa 10 Minuten lang gesprochen und doch konnte nicht einer die Farbe meiner Kravatte. Und das würde auf 999 Personen von 1000 ebenso zutreffen. Wenn ich höre, daß ein Zeuge Kleidung und Aussehen eines Menschen, den er nur kurze Zeit gesehen hat, genau beschreibt, dann bin ich ziemlich sicher, daß er die Unwahrheit spricht; ist aber seine Beschreibung sehr allgemein und unbestimmt, dann bin ich überzeugt, daß er vermuthlich die Wahrheit bekundet.“

„Der Kaiser lacht.“
Es war während der letzten Aufführung der Oper „Die weiße Dame“ im königlichen Opernhause; die Vorstellung fand als „theatre pare“ statt. In der Mitte einer der ersten Parterre-reihen saß ein älterer, ordnungsmüder Herr, und links und rechts neben ihm blonde Augen, augenscheinlich seine beiden Töchter. Beide junge Mädchen blickten mehr nach der Kaiserloge hin, als nach den Vorgängen auf der Bühne. Auch der Kronprinz und seine junge Braut waren zugegen. Immer wieder hatten die jungen Mädchen den Vater etwas zuzuflüstern, was die kaiserlichen Herrschaften betraf. Es kam die Scene, als des Räckers Diakon Knecht, Gabriel, seinen Herrn durch unvermuthetes Auftreten plötzlich erschreckt, eine Scene, die sehr wirkungsvoll gespielt wurde. Da hörte man aus den vorderen Parterre-reihen plötzlich deutlich den hellen Ruf: „Papa, Papa, der Kaiser lacht!“ Es war das jüngere der beiden Mädchen, ein regelrechter Badfisch, das in seiner Freude, den Kaiser lachen zu sehen, diesen Ruf ausgerufen hatte. Aus der Kaiserloge blickte man fröhlich in's Parterre hinab, und auch über das Gesicht des General = Intendanten v. Süßen, der in einer Parterreloge direkt unter der Kaiserloge, ganz in der Nähe dieses „heiteren Zwischenalles“ saß, zog ein Lächeln.
So viel ist sicher, daß der deutsche Militärdienst an Reiz um so mehr verliert, je gereizter der Unteroffizier ist.